

Die Königschmieds

Autor(en): **Moeschlin, Felix**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **9 (1919)**

Heft 1

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-633158>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 1, IX. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werber, Spitalgasse 24, Bern

4. Januar 1919

Durch diese Pforte.

Von P. Halter, Luzern.

Mit hohem Giebel
Ein traulich Heim,
Steht ob der Pforte
Gemalt ein Keim.

Durch diese Pforte,
So klein und eng,
Der Brautzug wallte
Im Festgedräng.

Durch diese Pforte,
In Linnen fein,
Das Taufkind trug man
Zum Gnadenstein.

Durch diese Pforte
Mit losem Haar,
Die Stadysköpfe tollten
In wilder Schar.

Aus dieser Pforte
Nach kurzem Traum,
Still kommen alle
Im Totenbaum.

(Aus „Dichtergabe“.)

Die Königsmieds.

Roman von Felix Moeschlin.

Erstes Kapitel.

Im Königshof zu Vorderwil war morgens um ein Uhr noch Licht. Das sah der Weberhans, der die Straße herunterkam, und verwunderte sich. So merkwürdig kam es ihm vor, daß er stehen blieb und eine ganze Weile verwundert auf das helle Haus gaffte. Sonst war es um die Zeit immer finster hinter den Fenstern, das wußte er, denn die Königsmieds waren vernünftige und sparsame Leute und richteten sich in ihren Lebensgewohnheiten soviel wie möglich nach der Sonne. Sie hätten nicht übel gewettert, wenn eine Delfunzel länger gebrannt hätte als unbedingt nötig war. Aber heute leuchtete es zu allen Taglöchern heraus, als sei alles angezündet worden, was an Dochten, in Kerzen und Ampeln im Hause nur aufzutreiben war, grad als ob die Königsmieds Angst vor der Dunkelheit hätten.

Im Hofe stand eine Kalesche. Er guckte sie näher an. Es war des Bärwil-Doktors seine. Dann lag drinnen jemand krank. Wer wohl? Die Neugierde packte ihn so stark, daß er für sein Leben gern hineingegangen wäre, um zu erfahren, was los sei. Aber er fürchtete, man könnte ihn fragen, warum er sich so spät in der Nacht noch auf der Straße herumtreibe. Und das wäre ihm unangenehm gewesen, denn er hatte das Lügen nicht gern und verstand sich auch nicht darauf, und gerade ins Gesicht herauszusagen, daß er im hintern Hauptgraben gewesen sei, um verstoßener Weise

seine Wiesen mit dem Wasser der andern zu wässern, konnte er doch auch nicht. Da war es schon besser, wenn er still nach Hause ging und sich aufs Ohr legte. Zeit zum Sinnieren war morgen noch übrig genug. Schließlich ging ihn das Licht und die Kalesche auch gar nichts an. Wenn dem Königsmied endlich mal etwas Schlimmes passierte, so war das ganz in Ordnung, von wegen der nötigen Demut vor Gott und der schicklichen Bescheidenheit vor den Menschen. „Sonst wirst du zu übermütig!“ rief der Weberhans halblaut und fuchtelte mit seinem Spaten gegen das Haus hinauf, bis es ihm plötzlich einfiel, daß ihn jemand sehen könnte. Er steckte den Spaten wieder unter seinen Rock und drückte sich schnell um die Ecke, denn niemand brauchte zu wissen, daß er den andern das Wasser abgrub.

Drinnen im Hause mit den hellen Fenstern ging ein Mann mit schwerem Schritt die Stiege zum ersten Stock hinauf. Oben blieb er eine Weile stehen und fuhr sich mit der Hand ein paarmal über die Stirne. Dann klopfte er an eine Türe. Die ging leise auf und ein schmaler Kopf mit grauen Haaren schaute heraus. Der Bauer sagte nichts. Er schaute nur mit großen, angstvoll fragenden Augen dem andern ins Gesicht.

„Ja, Sepp,“ wisperte der ihm zu, „Ihr müßt Euch auf alles gefaßt machen. Sie hätte die schwere Kiste nicht

heben sollen. Das ist immer eine gefährliche Sache, wenn man schon acht Monate mit einem Kinde geht.“

Der Bauer gab keine Antwort, er machte nur eine Bewegung, als wolle er sich in die Stube drängen.

„Nein, Sepp, bleibt unten, es ist besser.“

„Doktor,“ stammelte der Bauer.

„Ich tu, was ich kann, Sepp, des könnt Ihr sicher sein. Und wenn Gott will, so wird noch alles gut. Geht wieder, Sepp, und ruht Euch unten aus, es ist besser für Euch und für sie und für mich.“

Da saß nun der Königschmied wieder in der Wohnstube und konnte nichts tun als warten. Alle seine Kraft war nutzlos. Seine Arme, die den Hammer schwingen und den Pflug führen konnten, wie nicht bald einer, waren in dem Augenblick nicht mehr wert als ein Stück Holz. Seine Stimme, die das ganze Dorf unter sich brachte, wenn er es wollte, konnte jetzt schreien und wüten und flehen, ganz nach Belieben, es half ihr alles gleich wenig. Und was er im Kasten an Fünflibern hatte, allmächtig genug, um ihm das zu verschaffen, was ihm Stimme und Arm nicht erzwingen konnten, das half ihm jetzt so wenig wie eine Handvoll Kieselsteine. Er mußte dastehen und warten, ohne einen Finger rühren zu können. Das wurde ihm so schwer, daß es ihn fast erdrückte. Von obenher kam in regelmäßigen Zwischenräumen ein qualvolles Stöhnen, das ihn jedesmal zusammenzucken und die Augen schließen ließ. War es wieder still, dann wanderten seine Blicke von einer Ecke in die andere, aber kein Ausdruck verriet, daß sie etwas sahen. Seine Augen waren wie die eines kleinen Kindes.

Aus dem Nebenzimmer guckte eine alte Magd. Er sah sie. Zuerst ohne etwas zu denken, als sei dieses Gesicht etwas Gleichgültiges, wie eine Kastentür oder ein Bild an der Wand. Dann plötzlich mit Bewußtsein. Er hob sich auf und ging hinüber. Da lagen drei Mädchen in zwei Betten nebeneinander und schliefen.

„Ist nach dem Pfarrer geschickt?“ fragte die Magd.

„Ja,“ antwortete Sepp und sah dabei über die Kinder weg. Dann ging er in die vordere Stube zurück und setzte sich wieder in den Lehnstuhl.

„Er sieht seine Kinder an als seien es fremde,“ murmelte die Magd hinter ihm drein. „Das ist nicht recht, wenn es schon nur Mädchen sind.“

Bald darauf kam der Pfarrer mit einem Chorknaben und den heiligen Geräten.

„Wie steht's, Sepp?“

„Nicht gut, Bruder.“

„Soll ich hinauf?“

„Nein, Gregor, erst wenn der Doktor ruft.“

Der Pfarrer strich seinem Bruder mit weicher Hand über die Haare. Da fing dieser an zu weinen.

„Mut, Sepp, bei uns weint man nicht.“

„Es ist das erstemal,“ schluchzte der Bauer. Gregor faßte ihn bei der Hand. Da wurde er wieder ruhiger und hob den Kopf in die Höhe. Der Pfarrer setzte sich neben ihn. Der Chorknabe legte sich auf die Ofenkunst und schlief bald ein.

„Die Straße ist schlecht zwischen Hinterwil und Vorderwil. Man könnte in den Wagenfurchen ein Bein brechen,“

sagte nach einer Weile der Pfarrer. Der Bauer antwortete nicht.

„Unterwegs habe ich den Weberhans angetroffen. Es wundert mich, warum sich der so spät in der Nacht noch draußen herumtreibt.“

„Wirft es wohl erfahren, wenn er beichtet,“ sagte Sepp. Dann schwiegen beide. Es war wieder still, bis an das Stöhnen, das in regelmäßigen Zwischenräumen durch die Decke drang, und das leise Schnarchen des Chorknaben, das einen fröhlichen, lebensvollen Ton in die Stube brachte. Der Pfarrer saß in Gedanken versunken da. Endlich sagte er mit müder Stimme:

„Ich hab' Schlaf, Sepp, mußt es mir nicht übelnehmen. Ich bin am Abend noch weit hinterm Berg gewesen, auf dem Tannenhof, wo ein Tagelöhner einen Stein auf den Kopf bekommen hat, daß es ihm ans Leben ging. Und jetzt bin ich müde.“

„Schlaf nur. Es nützt doch nichts, wenn Du wach bleibst. Ich wär' froh, wenn ich auch schlafen könnte.“

Der Pfarrer schläft ein, Sepp sitzt aufrecht neben ihm und starrt gradaus. Die Augenbrauen sind hochgezogen und über die Stirne liegen drei Falten. Seine Augen werden wieder wie die eines Kindes. Die Ohren schließen sich zu. Das Stöhnen und das Schnarchen wird leiser und leiser, schließlich verklingt es. Er sieht und hört so wenig mehr wie ein Toter. Nur die Gedanken sind noch lebendig. Und die kommen jetzt daher, so stark und laut und deutlich wie das Leben.

Und ein Gedanke tritt auf ihn zu und sagt:

„Sepp, wer ist dir lieber, deine Frau oder ein Bub?“

Er will schreien: „Meine Frau.“ Aber er kann nicht. Der Gedanke steht so nahe vor ihm und schaut ihm so streng und kalt in die Augen, daß er es nicht herausbringt.

„Ich muß mich besinnen,“ sagt er.

Der Gedanke nickt, als wollte er sagen: „Gut. Ich warte.“

Sepp erschrickt, daß er nachdenken muß. In dem Augenblicke wäre es ihm unmöglich, vor seine Frau zu treten. Er müßte sich ja in den Boden hinein schämen.

„Die Liebe klebt wie Bärenreiß,“

Man bringt sie nicht vom Herzen weg,“

geht es ihm plötzlich durch den Sinn. Und das bringt ihn auf ein anderes Liedchen, als sei es mit dem vorigen zusammengebunden:

„Ist er nicht von Trimbach her?“

Was ich spinn, das haspelt er.“

Wann hat er das gesungen? Es muß schon lange her sein. Als er noch ein Kind war. Ja. Er sieht sich hinter einem Zaune. Da hockt er mit andern Buben und schreit den Bers der Wagner-Luise nach. Sie tun nur, was die Großen auch tun. Es hängt damit zusammen, daß der Milch-Saaler von Hinterwil seit einem Monat jeden Abend nach Vorderwil kommt und mit des Wagners Luise und ihrer Mutter zusammensitzt. Er hat es auf die 20,000 Franken abgesehen, sagen die Vorderwiler und sind fuchs-teufelswild, daß ein Hinterwiler-Schlucker bei ihnen eine reiche Erbin holen will. Und dazu noch so einer, der mit einem Mastuch voll Kleider von Trimbach hergekommen ist und sonst nichts bejessen hat als ein gutes Maulwerk

und ein paar scharfe, zusammengekniifene Neuglein, die bald bemerkt haben, wo was zu holen ist. Geschuftet hat er seither, das ist wahr, und mit dem Milchführen nach der Stadt verdient er ein Heidengeld, das mag wohl sein, aber es gibt denn doch noch bessere Leute, um die 20,000 Franken zu heiraten, als gerade dieser Zugewanderte, von dem kein Mensch weiß, was er vorher gewesen ist. Der Milch-Saaler tut, als sei er taub und blind, und kommt jeden Abend zu Wagners. Die Mutter hat ihn gar nicht ungern. „Er ist so ein Fleißiger,“ meint sie, denn gleich am ersten Abend hat er gesagt: „Ich komme, um ein wenig zu schwätzen. Aber dabei können wir auch etwas tun. Ich kann nie ohne Arbeit sein. Luise mag weiterspinnen, ich will haspeln.“ So geschieht es, und wenn ein brotneidiger Vorderwiler durch die Fensterscheiben guckt, dann sieht er die Luise spinnen und den Milch-Saaler haspeln. Drum dichten sie den Spottvers. Aber das bringt die zwei nur noch mehr zusammen, und die Vorderwiler können nichts dagegen machen. Bloß daß sie bei der Hochzeit nicht schießen. Aber der Milch-Saaler sagt: Das sei ihm recht. Dann brauche er sich nicht zu bedanken, und es koste ihn kein Trinkgeld, und überhaupt habe er das laute Klöpfen nicht gern, es tue nur weh in den Ohren.



prof. Johann Bossard, Zug-Hamburg, Adler und Schlange. Blatt IX aus dem Zyklus „Die Tragödie des Dafsels“. (Siehe Text auf Seite 4.)

Zwanzig Jahre später sieht sich der Sepp in eigener wichtiger Angelegenheit vor diesem Mann stehen. Aber jetzt singt man keine Spottlieder mehr auf ihn und nennt ihn schon lange nicht mehr den Milch-Saaler, sondern den Hafer-Saaler, weil er große Geschäfte in Hafer macht. Reich ist er geworden, fürchtbar reich, und obwohl er selbst, der Sepp, auch nicht gerade zu den Armen zählt, so ist es ihm doch etwas unsicher zumut.

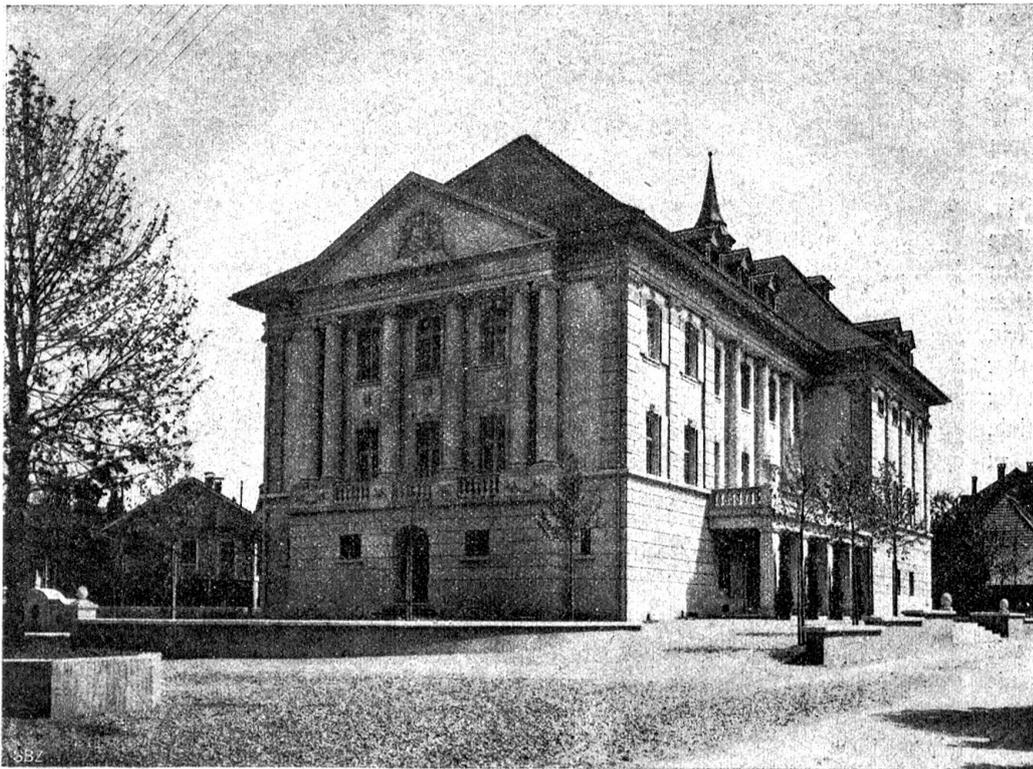
Der Hafer-Saaler blinzelt ihn an und schüttelt dann den Kopf: „Du bist ein braver Bursch, Sepp, das weiß ich. Du bist mir soweit recht. Aber es geht doch nicht. Schlag dir deinen Plan aus dem Kopf. Ich hab schon einen Mann für meine Marie. Es ist alles abgeredet, und er ist reicher als du. Mußt dir eine andere suchen. Es wachsen noch viele zwischen der Hintergäß und dem Hauptgraben.“

Sepp nimmt seinen Hut und geht. Und unterwegs denkt er: wenn du nicht willst, so mußt du. Die Mutter ist

ja auf seiner Seite, und die Marie und er, sie haben sich so lieb, wie sich noch nie zwei Menschen lieb gehabt haben auf der Welt.

Der Hafer-Saaler sitzt beim Neßler in der Schenke und trinkt. Poktausend, was ist er für ein Kerl! Die Hinterwiler sitzen um ihn herum und sagen nur immer „Ja“, wenn er das Maul auf tut, als sei er ihr Papst. Um zehn Uhr geht er nach Haus, denn es sticht ihn heut im Kreuz, sonst wär' er wohl noch bis um zwölf sitzen geblieben, wie es seine Gewohnheit ist. Denn wenn er schon daheim ein Geiziger ist, im Wirtshaus läßt er gerne was laufen.

Wie er zu Hause in die finstere Wohnstube tritt, da sieht er ein Mannsbild zum Fenster hinausspringen. „Du Chaid,“ schreit er und wirft ihm eine Blumenkachel nach. In der Stube sitzt niemand als ein verstrubeltes Frauenzimmer. Und das ist seine Tochter.



Das Theater in Langenthal. Erbaut durch Keiser u. Bracher, Architekten in Zug. Ansicht von der Bahnhofstraße.

Er schimpft und flucht. Aber er kann nichts mehr machen. In vier Wochen ist Hochzeit. Er will doch nicht seine Tochter zum Gespött werden lassen.

Sepp lächelt bei dieser Erinnerung.

Da schrickt er auf. Wieder fragt es ihn:

„Wen hast du lieber, deine Frau oder einen Bub?“

Er ist mit seinen Gedanken gerade im ersten Jahr, da sie verheiratet sind. So viel Glück! In der Schmiede klingt der Amboss und drinnen im Haus singt die Marei. Und auf den Feldern wächst alles, als sei es doppelt begossen. Und alle Bauern wollen die neuen Pflüge haben, die der Sepp nach einem ausländischen Muster herstellt.

(Fortsetzung folgt.)

Johann Boffards „Tragödie des Daseins“.

Der Grunau'sche „O mein Heimatland“-Kalender pro 1919, der unseres Erachtens alle seine Vorgänger an geistigem Gehalt und auch in der illustrativen Ausstattung übertrifft, macht uns durch eine hochinteressante Publikation mit dem genialen Zuger Bildhauer und Zeichner Johann Boffard bekannt. Er reproduziert sein Werk „Die Tragödie des Daseins“, das ist ein Zyklus von 12 Federzeichnungen, und einen Begleittext dazu von Dr. E. Hegg, des bekannten Berner Augenarztes und Kunstkenner. Die 12 Boffardschen Blätter sind im Jahre 1901 entstanden, aber bis heute dem großen Publikum noch unbekannt geblieben. Das Werk ist ein wunderbares Dokument der grandiosen, das Alltägliche hoch überragenden Phantasia und Gestaltungskraft Boffards. Wir sind Dr. Hegg zu großem Dank verpflichtet, daß er uns mit Boffards Werk bekannt macht. In seinem Aufsatz kündet er uns ein im Entstehen begriffenes umfangreiches Werk über den Hamburger Meister an. Nach der Kostprobe,

die uns vorliegt, darf man ein Boffard-Buch erwarten, das an Empfindung, Wärme und Erkenntnistiefe in der Kunstliteratur seinesgleichen suchen wird.

Unsere Abbildung auf Seite 3 ist die Reproduktion des IX. Blattes aus der „Tragödie des Daseins“. Sein Gehalt läßt sich natürlich nur im Zusammenhang mit den übrigen Blättern ausschöpfen. Immerhin ist jede der Zeichnung für sich allein schon ein abgeschlossenes Kunstwerk und des eingehenden Studiums wert.

Die 12 Zeichnungen geben in ihrer Aufeinanderfolge die in künstlerischen Visionen geschaute Weltanschauung eines reifen und geläuterten Menschen wieder. Sie sind ein begeistertes Bekenntnis zum Entwicklungsglauben und zur Lebensbejahung, vergleichbar in ihrer Ideenfülle und ihrem Endgedanken mit Goethes Faust.

Die der vorliegenden Zeichnung vorausgegangenen Blätter beschäftigen sich mit dem kreatürlichen Sein des Menschen, mit dem Zusammenhang zwischen ihm und der Schöpfung und mit den treibenden Kräften seines Emporstieges zur Höhe der Vergeistigung: Aus der Einheit, der „Quelle des Daseins“ entsproß die Zweifelt, das erste Menschenpaar. Und aus der Differenzierung in zwei „Geschlechter“ ergab sich die Vielheit, der „Menschenstrom“. Diese Vielen wiederum sehen sich in qualvollen Zwiespalt verseht mit der Idee der Vollkommenheit, mit Gott, durch die Gebundenheit an die tierische Daseinsform („das Verlangen“). Diese Gebundenheit manifestiert sich am auffälligsten im Interessenkampf, in Neid und Haß dem „Nebenbuhler“ gegenüber. Im „Kampf“ mit der kreatürlichen Macht, mit der Sinnlichkeit, den Begierden, ist der Mensch der Unterliegende. Wie eine Verheißung kommender Veröhnung, wie ein Sühnopfer für die begangenen Naturtünden liegen, im Geburtsakt ewig sich erneuernd, nebeneinander Mutterqual und Mutterfreude („Mutter und Kind“). Die prunkvollste, scheinbar höchste und gottgesegnetste Form des menschlichen Daseins steht vor uns im Verhältnis des überragenden Willensmenschen, des „Herrschers“, zur knechtischen Menge.

Hier setzt im Gedankengang des Zyklus die bedeutungsvolle Wendung ein, und nun betrachte der Leser unsere Reproduktion. Der Mensch hat sich zur Selbstbefinnung in die Einsamkeit des Gebirges zurückgezogen. Schwere innere Vorgänge widerspiegeln sich in seinen Zügen, in der Haltung seines Körpers und seiner Glieder. Es ist, wie wenn tausend Augen des guten Prinzips, aus den Wolken blickend, seine Entscheidung überwachten. Denn nun gilt es für ihn und für die Menschheit sich loszulösen von der Erde und sich in die Welt des Geistes und der Schönheit emporzuschwingen, der Mensch hat zu wählen zwischen „Adler und Schlange“. Schmeichlerisch ringelt und rollt sich die Schlange vor ihm im Staube, verführerisch schimmert ihr Schuppen-